

Robert Katzenstein

Wertbegriff und Transformationsproblem

Georg Fülberth meint, ich wollte das Transformationsproblem lösen. So hoch habe ich mich nicht gestellt! Das Transformationsproblem hat Marx gelöst, er hat das Problem mit der Kapitalwanderung in Zusammenhang gebracht. Ich wollte nur zeigen, daß das ganze Problem verschwindet, wenn man diesen Zusammenhang berücksichtigt und zugleich auch darauf hinweisen, daß die Wirklichkeit nicht aus der Theorie abzuleiten ist, sondern, umgekehrt, die Theorie aus der Wirklichkeit. Es ist gewiß lächerlich, wenn man glaubt, mit dem Transformationsproblem jenen festen Punkt gefunden zu haben, von dem aus sich Marx' Theorie aushebeln läßt. Auch das wollte ich nachweisen, denn nur deshalb findet es immer wiederkehrende Aufmerksamkeit.

Ob man in der Transformation der Werte in Produktionspreise ein Problem sieht oder nicht, ist eine erkenntnistheoretische Frage. Es hängt davon ab, ob man die Arbeitswerttheorie anerkennt oder nicht und was man unter Wert versteht. Die ganze Problematik entsteht im Grunde daraus, daß man aneinander vorbeiredet. Das zeigt sich auch in dem Artikel. Fülberth macht dort bei mir bei dieser Transformation eine Zwischenperiode aus, während der Wert und Preis nicht übereinstimmen. Ich sehe diese Periode nicht. In meiner Vorstellung stimmen Wert und Preis fortwährend, während des ganzen Prozesses der Neustrukturierung überein. Anscheinend messen wir dem Wertbegriff unterschiedliche Inhalte zu. Deshalb möchte ich hier mein Verständnis des Wertbegriffes kurz darlegen.

Wenn ein einzelner Mensch oder eine auf sich gestellte Familie alles selber herstellen muß, was sie zum Leben braucht, so muß sie die ihr zur Verfügung stehende Arbeit bzw. Arbeitszeit genau einteilen. Sie hat eine Vielzahl von Bedürfnissen. Sie muß also Prioritäten setzen, das zuerst und in der notwendigen Menge herstellen, was sie am dringendsten braucht usw., und sie kann ihre Bedürfnisse nur soweit befriedigen, wie ihre Arbeitszeit das, bei gegebener Produktivität ihrer Arbeit, zuläßt. Mehr geht nicht, weniger auch nicht, wenn ihre Arbeitsfähigkeit gerade dazu ausreicht, das zum Leben unbedingt Notwendige zu schaffen. Robinson Crusoe ist hier das oft zitierte, durchaus treffende und sehr anschauliche Beispiel. Erst mußte er sich um Wasser kümmern, dann um Lebensmittel, Schutz vor Witterung und wilden Tieren usw. Erst nachdem er dies gelöst hatte, konnte er sich daran machen, Sachen aus dem Schiffswrack zu bergen, die ihm das Leben erleichterten, Werkzeuge usw. und erst als diese die Produktivität seiner Arbeit steigen ließen, konnte er auch an Vorräte denken, Ziegen einzäunen ... und schließlich auch Zeit erübrigen, um aus der Bibel Erbauung zu schöpfen. Ob die Produktivität seiner Arbeit aber hoch oder niedrig war: seine allgemeine Arbeit in den richtigen Proportionen auf die

verschiedenen konkreten Tätigkeiten aufzuteilen, war *conditio sine qua non* seines Lebens.

In einer arbeitsteilig produzierenden Gesellschaft ist das nicht anders. Gewiß, ihre Arbeit ist produktiver und sie hat Muße genug, um das Wasser zu Kaffee, Tee, Bier, Wein etc. zu veredeln und alle diese verschiedenen Formen des Naß dann in dem schönen Begriff "Flüssigkeit" zusammenzufassen. Von diesen edlen Flüssigkeitsformen trinkt sie oft auch mehr als ihr gut tut. Aber herstellen muß auch sie diese verschiedenen konkreten Formen der "Flüssigkeit", ob knapp oder reichlich bemessen, bevor sie sie trinken kann. Ebenso alle anderen Mittel zum Lebensunterhalt. Einschließlich der Umwelt, die sie als materielle Bedingung ihres Lebens erhalten muß. Sie muß Kunstdünger herstellen, um die Erde nach der Ernte wieder fruchtbar werden zu lassen, sie muß Wasser und Luft reinhalten oder säubern usw. Auch die arbeitsteilig arbeitende Gesellschaft muß also die ihr zur Verfügung stehende Arbeitsmasse, die Summe der Arbeitskräfte ihrer Mitglieder auf die verschiedenen Gewerke aufteilen, im richtigen Maße, so daß alle ihre verschiedenen Bedürfnisse, groß oder klein, befriedigt werden. Bis hierher unterscheiden sich Robinson Crusoe, die sich selbst versorgenden kleinen Stammesgruppen und die moderne Gesellschaft nicht.

In wesentlicher Hinsicht unterscheidet sich die warenproduzierende oder marktwirtschaftliche Gesellschaft allerdings von Robinson Crusoe bzw. der kleinen Stammesgruppe: Sie kann ihre Arbeit nicht mehr bewußt verteilen. Sie weiß nicht von vornherein, was sie braucht und sie weiß nicht einmal, was und wieviel sie von den jeweiligen Waren produzieren und auf den Markt bringen wird. Ein Produzent kann wohl aus seiner Erfahrung heraus abschätzen, was er absetzen und daher produzieren kann, aber genau weiß er es nicht und er weiß auch nicht, ob nicht die Ladenkette neben ihm gleichartige Ware ins Sortiment aufnimmt, ein Konkurrent billiger produzieren kann, Ware anderer Art ihm seine Kunden abziehen wird usw. Der Produzent bietet seine Ware auf dem Markt an und erst dort stellt er dann fest, ob er mit seiner Produktion gesellschaftlichen Bedarf getroffen hat. Daher wird immer etwas zuviel oder zuwenig produziert; wie die Schlußverkäufe oder der Mangel an Regenschirmen in einem verregneten Sommer zeigen. In einer arbeitsteilig und überregional produzierenden Gesellschaft ist eine gewisse Überproduktion unvermeidlich; es sind notwendige Unkosten der Produktion, die aufgewandte Arbeit gehört zur gesellschaftlich notwendigen Arbeit. Wo hier die Grenze der notwendigen Arbeit zu ziehen ist, zeigt sich an dem Einfluß relativ überschüssiger Waren auf die Preise: Waren werden verbilligt abgegeben oder sie bleiben liegen, Kapital wird entwertet oder vernichtet. Auf diese Weise, über den Preismechanismus, stellen sich auch die notwendigen Proportionen zwischen den Wirtschaftszweigen her, im nachhinein. Welcher Teil der zur Herstellung des Sozialprodukts aufgewandten Arbeit tatsächlich gesellschaftlich notwen-

dige Arbeit darstellt, ergibt sich also erst am Ende des Warenkreislaufs, wenn die Ware verkauft ist und das Geld in der Kasse klingelt.

Dennoch ist Georg Fülberth auf der falschen Spur, wenn er meint, ich gehe bei der Transformation von einer Anpassungsperiode aus, während der die Wert- und Preissummen der Waren nicht übereinstimmen. Sicherlich habe ich mich auch ungenau ausgedrückt; gedankliche Arbeit und ihr sprachlicher Ausdruck gehen bei neu zu durchdenkenden Prozessen meist etwas auseinander. Strukturell gibt es eine solche Anpassungsperiode auch in der Tat, da sich die neuen Produktionszusammenhänge zwischen den Zweigen erst ordnen müssen; das spiegelt sich u.a. in der Entwertung bzw. Vernichtung von Kapital wieder, materiell existiert es weiter, wertmäßig wird es vernichtet. Wertmäßig gibt es eine solche Anpassungsperiode jedoch nicht. Wert- und produktionspreismäßig sind nur die Proportionen zwischen den tatsächlich abgesetzten Waren zu vergleichen und diese stimmen überein. Selbst wenn Waren unter Preis oder gar nicht verkauft werden, denn dann ändern sich Preis und Wert gleichermaßen in entsprechender Weise. Der Wert unverkäuflicher Waren ist vernichtet, sie haben auch keinen Preis mehr; eine Entwertung drückt sich in der Verbilligung der Preise aus. Das hatte ich ausgeklammert, um die Dinge nicht unnötig zu komplizieren; unterschiedlich gelagerte Prozesse lassen sich ohnehin schwer auf eine Ebene bringen. Bei mir haben sich scheinbare Überhänge der Preis- bzw. Wertsommen ergeben, weil ich versucht habe, die Transformation auf gleicher Ebene deutlich zu machen, obwohl die technische Zusammensetzung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals sich zeitlich nicht in derselben Weise verändert wie die organische, d.h. die Wertproduktion und ihre Widerspiegelung im Preis. Nun aber zum Wert.

Von der kleinen Stammesgruppe unterscheidet sich die arbeitsteilig produzierende Gesellschaft in noch einem Punkt: Ihre Produzenten können von der eigenen Arbeit nicht leben. Von der Ware, die sie selber herstellen, können sie nur geringe Mengen verbrauchen. Die anderen Waren, die sie sonst noch zum Leben brauchen, stellen sie nicht her. Sie müssen sie von anderen Produzenten gegen eigene Waren eintauschen bzw. kaufen. Für sie selbst haben ihre Waren allenfalls in geringen Mengen einen Gebrauchswert. Für sie ist nur deren Tauschwert interessant. Ich will hier nicht auf den Unterschied zwischen Tauschwert und Wert eingehen; es ist im Grunde der Unterschied zwischen dem von täglichen Einflüssen geprägten Marktpreis der Waren und dem langfristigen, nur durch Produktivitätsveränderungen beeinflussten Tauschverhältnis mit anderen Waren. Mir geht es hier nur um den Wert. Wie schon aus dem vorher Gesagten ersichtlich wird, ist der Wert keine Eigenschaft der Ware. Er haftet ihr nicht an. Ob sie überhaupt Wert hat, stellt sich erst auf dem Markt heraus. Nur wenn sie sich gegen andere Ware austauschen, wenn sie sie verkaufen läßt, hat die zu ihrer Herstellung aufgewandte Arbeit auch tatsächlich Wert geschaffen. Wert ist also nur in dem Tauschverhältnis zwischen den Produzenten verkörpert. Vielleicht ist es mißverständlich, von der

gesellschaftlich notwendigen Arbeit als der Substanz des Wertes zu sprechen, weil sich mit dem Begriff Substanz eine wesentliche materielle Eigenschaft eines Gegenstandes verbindet; die gesellschaftlich notwendige Arbeit ist gewissermaßen die Substanz des Tauschverhältnisses, die sich hinter dem Wert verbirgt. Sie erscheint im Wert der Waren als Eigenschaft des Erzeugnisses, obwohl sie nur die Basis bildet, auf der die Produzenten ihre respektiven Arbeiten gegeneinander tauschen; dies ist gewissermaßen die allgemeine Geschäftsgrundlage, die sich aus den Bedingungen des Tausches ergibt: Arbeit gegen Arbeit in gleicher Menge und in einer Form, wie sie vom jeweiligen Tauschpartner gebraucht wird.

Letzteres ist immer grundlegende Bedingung eines Warentausches. Waren, die für einen potentiellen Käufer keinen Gebrauchswert haben, werden auf dem Markt gar nicht angenommen. Diese Bedingung bewirkt eine dem gesellschaftlichen Bedarf entsprechende Verteilung der vorhandenen Ressourcen auf die verschiedenen Wirtschaftszweige; in letzter Konsequenz also des gesellschaftlichen Arbeitsfonds, denn die Produktionsmittel, Anlagen wie Materialien etc. sind Arbeitsprodukte aus vergangenen Produktionsperioden, vergegenständlichte Arbeit. Unter gesellschaftlichem Bedarf sind freilich nicht die natürlichen Bedürfnisse der Menschen zu verstehen - dann gäbe es keine Obdachlosen -, sondern er wird selbst durch die gegebenen Verteilungsverhältnisse bestimmt; diese Frage sprengt aber den Rahmen des Themas. Der Hinweis darauf ist dennoch wichtig, denn er erklärt die Streitfrequenz mit Bezug auf das Transformationsproblem. Zur Erklärung der Allokation der Ressourcen reicht der Preis völlig aus, der Wert wird dazu nicht gebraucht. Darüber gibt es keinen Streit. Ebensowenig Streit gibt es darüber, daß der Mensch mehr als nur seine notwendigen Subsistenzmittel erzeugen kann, daß er ein Mehrprodukt produziert. Nur über dessen Herkunft wird gestritten und diese Frage nach der Quelle des Mehrprodukts steht im Hintergrund des Transformationsstreits, denn es ist auch die Frage nach der Quelle des Profits.

Entspringt das Mehrprodukt beiden Produktionsfaktoren, also Kapital und Arbeit, oder nur der Arbeit? In letzterem Fall ist die geleistete gesellschaftlich notwendige Arbeit auch die Quelle des Profits, der unter diesen Umständen dem eigentlichen Produzenten ohne Gegenleistung entzogen wird. Die Arbeitswerttheorie nimmt dies an. Sie hat den Vorteil, daß sie die Bedeutung der Arbeit im Leben der Menschen zeigt und dies mit den Formen verknüpft, in denen sich das wirtschaftliche Leben heute, in den arbeitsteilig produzierenden Gesellschaften, vollzieht. Sie ist in sich schlüssig und daher schwer zu widerlegen. Das Transformationsproblem scheint diese Schlüssigkeit in Frage zu stellen, deshalb die Hartnäckigkeit, mit der es immer wieder in alter Fassung auf den Tisch kommt; so weit ich das beurteilen kann, vermeiden die Marx-Kritiker es hartnäckig, die Verbindung zwischen Marxens theoretischen Ausführungen zu diesem Problem und seinen Schemata herzustellen. Wertproduktion und Wertverteilung unterliegen aber unterschiedlichen Gesetzmässigkeiten. In der einfachen, hand-

werklich geprägten Form der Marktwirtschaft fallen sie zusammen; die Ergebnisse der Arbeit fließen automatisch ihren Produzenten zu; es ist eine gerechte Form der Verteilung. In der kapitalistischen Form der Marktwirtschaft fallen beide dagegen nicht automatisch zusammen, auch nicht mit Bezug auf die Unternehmer. Auf Grund der an der Profitrate orientierten Kapitalbewegung wird ein Teil des Mehrwerts in Bereichen angeeignet, in denen er nicht produziert worden ist. Die Kapitalwanderung läßt, von der organischen und von der technischen Zusammensetzung des Gesamtkapitals her gesehen, zwei unterschiedliche Ebenen der Wertproduktion und -verteilung entstehen, denn die organische und auch die technische Zusammensetzung des Kapitals auf der jeweiligen Ebene, und damit auch die Wertproduktion, unterscheiden sich in der Regel vor und nach dem Abschluß der Wanderung.¹ Ebenso verändern sich notwendigerweise auch die Bedürfnisse der Gesellschaft, folglich auch die Austauschproportionen, denn beide werden u.a. auch durch die Anforderungen der Produktion und die Verteilung des Mehrwerts bestimmt. Die Disproportionen in v. Bortkiewicz' Formeln spiegeln diesen Zusammenhang wider, sie sind daher eher zum Beweis der Schlüssigkeit als der Unschlüssigkeit der Marx'schen Theorie tauglich.

In einer Gesellschaft, in der der Profit eine so bedeutende Rolle spielt wie in der kapitalistischen, handelt es sich bei der Quelle des Profits ohne Zweifel um eine wichtige Frage; zumal von der Verteilung des Mehrprodukts für die Unternehmer der Akkumulationsspielraum und für die Lohnabhängigen der Entwicklungsspielraum bestimmt wird und die Unterwerfung der letzteren unter Arbeitsmarktgesetze fortwährend die Tendenz zur Einengung dieses Spielraums mit sich bringt. Es werden also immer wieder Verteilungskämpfe ausgelöst, die die Gesellschaft erschüttern. Die Theorien, die auf der Grenznutzenschule aufbauen, haben bisher noch keine befriedigende Erklärung für den festen Hintergrund der Preise, ihre Substanz, und die Quelle des Profits geben können. Verständlich also, daß an der Transformationsdiskussion so hartnäckig festgehalten wird. Ich will garnicht ausschließen, daß sich möglicherweise aus der konkreten Entwicklung einmal Probleme ergeben werden, die eine tiefere Erforschung des Wertes und der Transformation der Werte in Preise erforderlich machen. Beispielsweise, um die Wechselwirkungen zwischen Wachstum, Strukturveränderungen und Inflation besser verstehen und in den Griff bekommen zu können. Dann werden aber auch praktische Prozesse erforscht und mit der Transformation in Zusammenhang gebracht werden. Erst das macht solche Diskussionen fruchtbar. Möglicherweise werden sich dann auch neue Gesichtspunkte mit Bezug auf den Warenwert ergeben. Auf der Ebene, auf der die Diskussion bisher geführt wurde, taugt sie jedenfalls nicht als fester Punkt zur Aushebelung der Marx'schen Theorie.

¹ Auch die Marx'schen Schemata spiegeln nur Wertproduktion und -verteilung auf der Ausgangsposition und nach Abschluß der Kapitalwanderung wider.